

Unverkäufliche Leseprobe des Krüger Verlages

Leah Cohn
Der Fluch der Abendröte



Preis €(D) 18,95 | €(A) 19,50 | SFR 28,90

ISBN: 978-3-8105-1075-4

Roman, 464 Seiten, Geb. mit SU

Krüger Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2011

Prolog

Die schrecklichen Albträume, die mich jetzt fast jede Nacht heimsuchen, begannen am Tag von Auroras Schulfest – und der Katastrophe, in der dieses beinahe endete.

Es war September, und die Sommerferien waren gerade zu Ende gegangen. Am ersten Schultag hatte man alle Eltern zu einer kleinen Aufführung eingeladen, bei der die Kinder zeigen sollten, was sie in den letzten Monaten gelernt hatten: Einige hatten gemeinsam ein Lied einstudiert, andere hielten Vorträge über interessante Museumsbesuche oder Urlaubsreisen; selbstgemalte Bilder oder Fotos wurden ausgestellt oder Märchen vorgelesen, die sich die Kinder ausgedacht hatten.

Ich kam etwas zu spät. Nachdem ich einen frisch gebackenen Apfelkuchen am von Wespen umschwärmten Büfett abgestellt hatte, war die Tribüne schon fast bis auf den letzten Platz besetzt. Sie befand sich auf dem Sportplatz neben der Schule und war kaum mehr als ein altes Holzgerüst, das von Eisenträgern gestützt wurde, auf denen Rost und Schimmel Flecken hinterlassen hatten. Die Stufen knirschten, als ich nach oben stieg, nach einem freien Platz Ausschau hielt und einen in der vorletzten Reihe fand.

Rasch nahm ich Platz, um niemandem die Sicht

zu nehmen, und atmete tief durch. Es war ein später Nachmittag und das Licht noch warm. Die Bäume, vor einer Woche noch hellgrün, glänzten golden, die Berggipfel waren weiß überzogen, und vom Hallstättersee war nur noch ein schmaler Streifen zu erahnen, allerdings nicht mehr einladend türkis, sondern schwarz und kalt.

Ich hatte einige irritierte Blicke gespürt, offenbar weil ich zu spät kam – nun erkannte ich, dass die Vorführung der Kinder noch nicht begonnen hatte, die Direktorin aber eine endlos lange Rede hielt, in deren Verlauf sie sich für die freiwilligen Spenden und für das ehrenamtliche Engagement des Elternvereins bedankte. Danach stellte sie alle Schüler einzeln vor – darunter auch meine zwölfjährige Tochter Aurora. Ich winkte ihr zu, aber sie war schon so auf ihren bevorstehenden Auftritt konzentriert, dass sie mich nicht bemerkte. Als endlich alle Namen der Schüler genannt waren, kam die Direktorin immer noch zu keinem Ende, sondern sprach nun ausufernd über die Finanzierung einer neuen Turnhalle. Ich rutschte auf der unbequemen Holzbank hin und her und dachte insgeheim, dass eine neue Tribüne wohl notwendiger wäre als eine neue Turnhalle. Auch bei den anderen Eltern machte sich ein spürbares Desinteresse breit. Einer der Väter nickte ein, andere gähnten, in der Reihe vor mir wurde getuschelt. Trotz der allgemeinen Unruhe fielen dennoch strenge Blicke auf mich, als mein Handy plötzlich anfang zu piepsen. Ich zog es rasch aus meiner Tasche, stellte den Ton aus und lächelte entschuldigend, obwohl mir das schwerfiel, als ich die SMS las, die ich bekommen hatte.

Ich hatte geahnt, was dort stehen würde, und konnte meine Enttäuschung dennoch nicht unterdrücken.

»Ich komme besser nicht«, las ich auf dem Display – und seufzte tief.

»Alles in Ordnung?«, hörte ich neben mir eine Stimme. Ich blickte auf. Bis jetzt hatte ich nicht wirklich darauf geachtet, wer um mich herum saß.

»Hallo, Herr Arndt!«, begrüßte ich den Mann freundlich, der schräg hinter mir saß und sich zu mir vorgebeugt hatte.

Er deutete auf mein Handy. »Eine schlimme Nachricht?«, fragte er besorgt.

»Nein, nein, alles in Ordnung«, erklärte ich. Und als er mich weiterhin besorgt musterte, fügte ich rasch hinzu: »Ich glaube, die Aufführung beginnt!«

Endlich hatte die Direktorin ihre Rede beendet, und zwei Mädchen betraten die Bühne: meine Aurora – und Mia, Auroras beste Freundin und die Tochter von Lukas Arndt. Wie ich winkte auch er ihnen zu – doch sie nahmen uns beide auch jetzt nicht wahr. Wochenlang hatten sie für diesen Auftritt geprobt und wollten nun aller Welt zeigen, wie gut sie mit Tennisbällen jonglieren konnten. Eigentlich war es geplant gewesen, dass sie das möglichst synchron tun sollten, doch davon konnte nun keine Rede sein.

Während sich Mia unglaublich geschickt anstellte und fünf Bälle gleichzeitig in der Luft halten konnte, hatte Aurora schon mit dreien zu kämpfen. Mia lächelte beim Jonglieren – Aurora hingegen runzelte konzentriert die Stirn. Nicht nur was ihre Geschicklichkeit betraf, hatten die beiden wenig gemeinsam – auch optisch hätten sie nicht unterschiedlicher sein können: Auroras rotbraune Locken fielen ihr bis zu den Hüften. Im letzten Jahr war sie gehörig gewachsen, und wenn es so weiterging, würde sie mich, die ich gerade noch einen hal-

ben Kopf größer war, bald eingeholt haben. Nicht nur was ihre Größe anbelangte, kam sie ganz nach ihrem Vater – auch ihre schlanke, feingliedrige Figur erinnerte an ihn. Was sie jedoch nicht besaß – oder vielmehr *nicht mehr* – waren seine Schnelligkeit und Geschicklichkeit. Aurora wirkte meist verträumt, etwas langsam und in sich gekehrt.

Mia hingegen war höchst lebendig, unternehmungslustig und ständig auf Schabernack aus. Sie stand eigentlich nie still, lief am liebsten in Hosen herum und hatte ihr blondes Haar raspelkurz geschnitten, damit es sie nicht störte, wenn sie in Windeseile auf Bäume kletterte oder im eiskalten Wasser schwamm. Beim Jonglieren wurde einmal mehr deutlich, wie geschickt sie war. Wahrscheinlich hätte sie ihre Bälle noch ewig in der Luft halten können, aber Aurora schaffte es keine fünf Minuten lang, und um die Freundin nicht bloßzustellen, tat Mia so, als sei es so geplant gewesen, und ließ nun auch ihre Bälle fallen.

Applaus brandete auf.

»Toll gemacht«, meinte Lukas Arndt und klatschte. Ich erwiderte sein Lächeln und versuchte, nicht mehr an die SMS zu denken.

»Ich bin so froh, dass sich die beiden angefreundet haben«, murmelte ich, »Mia tut Aurora richtig gut.«

Lukas Arndt nickte. »Es ist großartig, dass Mia schon so kurz nach unserem Umzug nach Hallstatt eine Freundin gefunden hat.«

Eben verließen die beiden Mädchen die Bühne. Auroras Wangen waren vor Anstrengung gerötet, doch vor allem war sie tiefbraun: Dank Mia hatte sie im Sommer so viel Zeit im Freien verbracht wie noch nie zuvor.

Wieder rutschte ich etwas unbehaglich auf dem har-

ten hölzernen Sitz herum, während nun ein Mädchen aus Auroras Klasse einen Tanz aufführte und zwei weitere Kinder eine Fechtübung absolvierten. Danach war erstmals ein Junge an der Reihe: Marian Orqual. Er betrat die Bühne nicht stolz wie die anderen, sondern schien sich so klein wie möglich machen zu wollen. Kaum zu glauben, dass er wie Mia und Aurora zwölf Jahre alt war! Er wirkte nicht nur kindlicher als sie, sondern war auch fast einen ganzen Kopf kleiner, was noch verstärkt wurde, weil er den Kopf so tief hängen ließ. Schmal war nicht nur seine Statur, sondern auch sein Gesicht, so dass seine Augen umso größer erschienen. Diese Augen waren schreckgeweitet, denn ihm setzten so viele Menschen auf einmal zu.

Wieder hörte ich eine Stimme dicht neben mir – diesmal nicht die von Lukas Arndt, sondern die von einer älteren Dame, Marians Großmutter Susanna Orqual. »Hoffentlich schafft er es!«, stieß sie voller Bange aus.

Unwillkürlich hob ich die Hand und legte sie tröstend auf ihre Schultern. Sie waren knöchern und bebten. »Es wird alles gutgehen – ich bin mir ganz sicher«, erklärte ich überzeugt. »Er lebt doch fürs Klavierspielen.«

Das Klavier war in diesem Fall ein Keyboard. Marian war mit weiterhin ängstlichem Blick zum Instrumentorgetreten, hatte daran Platz genommen und hob nun erstmals leicht den Kopf, um sich umzusehen. Als seine Augen auf mich fielen, nickte ich ihm aufmunternd zu, und mein Mund formte die Wörter: »Nur Mut!«

Die Panik in seinem Blick ließ etwas nach – allerdings machte er keine Anstalten, die Noten aufzuschlagen und endlich mit dem Spiel zu beginnen.

Wieder nickte ich ihm zu. Ich war seit über einem

Jahr seine Klavierlehrerin, hatte gemeinsam mit ihm dieses Stück einstudiert – eine Gnossienne von Eric Satie – und war nun fast aufgeregter als bei Auroras Auftritt. Diese war zwar nicht sonderlich gut beim Jonglieren, aber die Anwesenheit der vielen Menschen machte ihr nicht auch nur annähernd so viel Angst wie dem Jungen. Sie war nicht ganz so sehr darauf aus, im Mittelpunkt zu stehen wie Mia, aber sie war ein fröhliches, selbstbewusstes Mädchen. Marian hingegen war nicht nur ängstlich und schüchtern – sondern überdies stumm. Ich wusste nicht genau, was dazu geführt hatte, aber in frühester Kindheit – das hatte mir seine Großmutter einmal erzählt – hatte er plötzlich aufgehört zu sprechen.

»Hoffentlich schafft er es«, wiederholte Susanna Orqual.

Ich wollte ihr gerne Mut zusprechen, fragte mich aber nun selbst zunehmend irritiert, warum Marian nicht endlich zu spielen begann. Ich sah, wie sich Susanna Orquals Hände nervös verkrampften und sie sich angespannt vorbeugte – ganz anders als der Mann an ihrer Seite, der sich kein bisschen rührte. Marians Großvater Samuel Orqual war nach einem Schlaganfall halbseitig gelähmt und saß in einem Rollstuhl, den irgendjemand – wahrscheinlich unter großer Anstrengung – die Tribüne hinaufgeschleppt hatte.

Endlich hob Marian die rechte Hand und berührte die Tasten – allerdings so vorsichtig, als gelte es, sie zu streicheln. Und als er zu spielen begann, verwoben sich diese Töne zu keinerlei vertrauter Musik, schon gar nicht zu der eines Eric Satie.

Verwirrt lauschte ich, bis er nach einer Weile seine Hand wieder zurückzog.

»Was tut er denn da?«, entfuhr es mir.

Das Getuschel um uns wurde lauter. Die Mitschüler, die neben der Bühne standen, grinnten und stießen sich an.

Marian bemerkte es nicht, hob wieder die Hand und spielte wahllos ein paar Töne.

»Das ist doch nicht das Stück, das Sie mit ihm einstudiert haben!«, stieß Susanna Orqual hervor. »Will er etwa improvisieren?«

Das tat er liebend gern, doch nie auf die verhaltene Weise wie eben. Wenn er improvisierte, arbeitete sich Marian für gewöhnlich am Klavier regelrecht ab, haute in die Tasten, bis er schwitzte, schuf eigenwillige, interessante Melodien, die so lebendig, so ausdrucksstark klangen, dass man seine Stummheit ganz und gar vergaß. Doch anstelle einer Melodie spielte er nun immer wieder die gleichen drei Töne: E, H und G ... oder nein, er spielte sie nicht, er drückte auf die Tasten wie auf die einer Schreibmaschine, ohne jegliches System, ohne Gefühl.

Ich wusste nicht, was ihn dazu bewog, glaubte allerdings zu ahnen, dass ihn der Auftritt überforderte, und ärgerte mich, dass die eben noch so wortgewaltige Direktorin nicht eingriff und ihn erlöste. Einige Kinder kicherten nun ungehemmt, manche Eltern tuschelten das Wort »Sonderling«, und Susanna machte sich wie ihr Enkelsohn ganz klein auf ihrem Platz, anstatt ihm zu helfen.

Ich hingegen konnte nicht mehr ruhig sitzen bleiben.

»Marian!«, rief ich. Ich wollte zu ihm auf die Bühne eilen und ihm vorschlagen, mit mir vierhändig zu spielen – in der Hoffnung, dass er seine Angst besser im

Griff hätte, wenn ich, zu der er nur langsam und mühsam, aber schließlich doch Vertrauen gefasst hatte, an seiner Seite wäre.

Doch als ich aufstand, schien mir die Sonne direkt ins Gesicht. Eben noch hatte sie gleißend gelb oben am Himmel gestanden, nun kündete der rötliche Glanz ihrer Strahlen, der die gelben Blätter bronze färbte und die weißen Berggipfel blassrosa, den Abend an. An Macht hatten sie dennoch nicht verloren. Ich wurde so stark geblendet, dass ich die Augen zusammenkniff und schützend die Hände vor mein Gesicht hob. Kurz sah ich gar nichts, nur flammendes Rot, und als ich nach einer Weile die Hände wieder sinken ließ, änderte sich schlagartig das Licht. Eine dunkle Wolke schob sich vor die Sonne; die Welt, eben noch in einen warmen Rotton getaucht, ergraute. Ein kalter Wind ließ die Temperatur binnen kürzester Zeit sinken, blähte meine Jacke und überzog meine Arme mit einer Gänsehaut.

Nicht nur die jähe Kälte ließ mich erschauern. Auch Marians Anblick, der immer noch gekrümmt vor dem Keyboard saß und zur Seite zu kippen drohte, setzte mir zu, und noch mehr als dieser der von Aurora – Aurora, die unvermittelt einen Schritt nach vorne getreten war, dann aber erstarrt war. So abrupt, wie die dunkle Wolke die Abendröte verschluckt hatte, hatte sich ihr Gesicht verändert: Es wirkte nicht mehr braun, sondern aschfahl, der Wind zerpte an ihrem Haar, das nicht mehr rötlich, sondern fast schwarz glänzte, und in ihren Augen stand Angst, pure, nackte, abgrundtiefe Angst.

Das Schlimmste für mich war jedoch nicht diese sichtbare Angst – das Schlimmste war, wie überaus durchdringend diese Augen blickten.

Während ihr Gesicht und ihre Haare im fahlen Licht farblos anmuteten, schien das Blau ihrer Augen so stark zu leuchten, als würde ein kalter Heiligenschein ihren Kopf umgeben. Hellwach war ihr Blick – und zugleich völlig leer. Tiefkonzentriert – und zugleich wie weggetreten. Dieser ... alte, wissende Ausdruck war für ein zwölfjähriges Mädchen befremdend – aber mir dennoch so vertraut. Ich kannte diesen Blick. Schon oft hatte mich Aurora so angestarrt – damals, vor fünf Jahren, als sie sich plötzlich zu verändern begonnen hatte. Als ihr Erbe erwacht war.

Meine Lippen formten ihren Namen: »Aurora.«

Es klang wie ein Hauch und war für sie nicht hörbar – doch wahrscheinlich hätte sie mich auch dann nicht wahrgenommen, wenn ich aus voller Brust geschrien hätte. In diesem Moment war sie mir nicht nur fremd, sie war mir fern. Unerreichbar fern. Ich konnte ihr nichts sagen, konnte ihr nichts zurufen – konnte nur ohnmächtig lauschen, was sie mir zu sagen hatte. Ja, sie sagte mir etwas oder dachte es zumindest intensiv. In jedem Fall hörte ich ... fühlte ich ihre Stimme.

Da war Gefahr. Große Gefahr ...

Eben noch war ich wie gelähmt gewesen. Nun machte ich instinktiv einen Schritt nach vorne. Ich wollte zu ihr laufen, sie an mich reißen, sie beschützen, vor was auch immer.

Ehe ich die Mitte der Tribüne erreicht hatte, von der aus Stufen nach unten führten, wusste ich ... nein, fühlte ich, dass nicht sie in Gefahr schwebte – sondern ich.

Schon im nächsten Augenblick vernahm ich ein Knirschen, ein Ächzen, ein Krachen, so, als würde ein uralter Baum vom Wind entwurzelt werden und auf den

Waldboden donnern. Doch das Holz, das da splitterte, war nicht das eines Baumes, sondern das von den Bänken. Einer der Eisenträger, der die Tribüne hielt, hatte unter der Last der vielen Zuschauer nachgegeben und war zur Seite gekippt. Mit ihm brach eine ganze Reihe in sich zusammen, und während die meisten Zuschauer gerade noch rechtzeitig aufspringen konnten, war ein Mann durch das Holz gebrochen, steckte nun bis zum Oberkörper in diesem Loch und klammerte sich hilflos an den Rändern fest, während Blut über seine Hände lief. Das Krachen übertönte das entsetzte Geschrei. Panik und Entsetzen machten sich breit – zugleich aber auch Entschlossenheit, dem Unglücklichen zu helfen. Schon bückten sich drei Männer nach ihm, zogen ihn hoch, so dass er auf einem noch heilen Stück der Bank zu liegen kam, und schleppten ihn dann auf die Wiese, wo er kraftlos, aber – bis auf die blutende Hand unverletzt – liegen blieb. Ich hatte alles beobachtet und war zutiefst erleichtert. Zu spät bemerkte ich, dass sich das Gewicht der Tribüne verlagert hatte. Ich sah, wie ein zweiter Eisenträger zu schwanken begann und die Bänke, wenn auch nicht zusammenbrachen, so doch nach vorne kippten und die Zuschauer, die es wie ich noch nicht geschafft hatten, von den höheren Rängen zu flüchten, unter lautem Geschrei ineinanderstolpern, liefen und fielen.

Ich bemerkte, dass Lukas Arndt seitlich von der Tribüne gesprungen war und mir nun die Hand reichte, damit ich es ihm gleichtun konnte. Ich wollte seine Hand schon ergreifen, als ich hinter mir ein Kind schreien hörte. Eine Frau hatte dort gesessen, und daneben hatte ihr kleines Baby in einer Tragetasche gestanden. Als die Bank nun nach vorne kippte, fiel mir

das Baby entgegen. Rasch streckte ich beide Arme aus und fing es gerade noch im letzten Augenblick auf. Es schrie durchdringend, schien ansonsten den Fall aber gut überstanden zu haben.

»Gott sei Dank!«, stieß die mir fremde Frau aus. Ich wusste nicht, ob sie die Mutter des Kindes war oder nicht, wusste nur, dass mich schon seit Ewigkeiten niemand mehr so freundlich angelächelt hatte.

Ich wollte das Lächeln erwidern und ihr das Baby reichen, als es plötzlich einen Ruck gab. Unter neuerlichem Knirschen brach ein weiterer Teil der Tribüne in sich zusammen wie ein Kartenhaus. Ich fiel, fiel tief, unendlich tief, presste mit aller Kraft das Baby fest an mich und krümmte mich, um uns vor den Holzsplittern zu schützen. Irgendwann ließ das Knirschen nach, und der Boden unter meinen Füßen schien wieder trügerisch stabil.

»Frau Richter, geben Sie acht!« Susanna Orqual hatte es geschafft, von der Tribüne zu fliehen, indem sie die Hand ergriffen hatte, die Lukas Arndt eigentlich nach mir ausgestreckt hatte. Doch während sie in Sicherheit war, hockte ihr Mann Samuel Orqual hilflos in seinem Rollstuhl – und dieser Rollstuhl kam nun auf mich zu und drohte auf mich zu kippen.

Vielleicht hätte ich ihn irgendwie ergreifen, mein Gewicht dagegenstemmen und ihn aufhalten können, wenn ich meine Hände freige habt hätte. Doch ich hielt immer noch das Baby, während der Boden unter meinen Füßen erzitterte.

Plötzlich hörte ich gar nichts mehr, kein Geschrei, kein Krachen, kein Knirschen. Ganz still wurde es in mir und ganz leer, als ich mich gegen den Schmerz wappnete. Das Holz würde unter mir nachgeben, die

Splitter sich in meine Haut graben, meine Knochen brechen, der Rollstuhl mit ganzer Macht auf meinen wehrlosen Körper prallen, Samuel Orqual mich unter sich begraben.

Ja, all das glaubte ich schon zu spüren. All das schien nicht mehr aufzuhalten.

Doch der Schmerz blieb aus.

Erst sah ich nichts als einen Schatten – dann einen Mann, der wie aus dem Nichts zu kommen schien. Er sprang auf die Tribüne, nein, schien förmlich darauf zu fliegen. Mit der einen Hand stemmte er sich gegen jenen Eisenträger, der wie schon der erste zur Seite zu knicken drohte, mit der anderen umfasste er mich an der Hüfte, hob mich hoch, als hätte ich das Gewicht einer Feder, und sprang zurück auf den Boden, so leicht und behände, als wäre nicht eine Höhe von bestimmt zwei Metern zu überwinden, sondern nur eine kleine Erhöhung. Ich stand kaum auf dem Gras, als die Mutter des Babys auf mich zugestürzt kam, es mir aus den Händen riss, es an sich drückte und sich unter Tränen wieder und wieder bedankte. Ich konnte sie kaum beachten, ich hatte nur Augen für ... ihn. Nathanael Grigori. Nathan, wie ich ihn nannte. Die große Liebe meines Lebens. Erneut sprang er auf die Tribüne, elegant, leichtfüßig, gewandt, als müsse er nur eine winzige Stufe nehmen. Dann hatte er, so blitzschnell, dass ich den Bewegungen kaum folgen konnte, Samuel Orquals Rollstuhl erfasst, hob auch diesen hoch, als hätte er kein Gewicht, und setzte ihn sicher auf der Wiese ab – so behutsam, dass der kranke alte Mann nicht die geringste Erschütterung spürte. Jeder andere wäre nach dieser Anstrengung zusammengebrochen – er hingegen

schob den Rollstuhl zur Seite, damit Samuel Orqual keine Splitter abbekam, und eilte zurück zur Tribüne, um noch mehr Menschen zu retten.

Es war nicht mehr notwendig. Alle Zuschauer hatten sich inzwischen in Sicherheit gebracht – keinen Augenblick zu früh. Gerade gab der zweite Eisenträger, gegen den Nathan sich eben noch so mühelos gestemmt hatte, als wäre er ein Streichholz, endgültig nach, und die Reihen brachen in sich zusammen. Schnell war er wieder an meiner Seite, um mich zu packen und fortzuziehen, damit mich keine Holzsplitter trafen.

»Nathan ...«, stammelte ich.

Es war Jahre her, dass ich gesehen hatte, wie er seine Fähigkeiten einsetzte, diese besonderen, diese übermenschlichen Fähigkeiten. Er war schneller, stärker und gelenkiger, als ein Mann jemals sein konnte.

»Nathan!«

Er zog mich an sich, und kurz verharrten wir in der Umarmung, kurz gab ich mich ganz und gar seinem warmen Körper hin, der trotz der Anstrengung weder bebte noch schwitzte, und der Erleichterung, dass alles noch einmal gutgegangen war. Ich umschlang seinen Nacken, zog sein Gesicht zu meinem, küsste ihn mit bebenden Lippen.

»Du bist doch gekommen«, brachte ich hervor, als ich mich nach einer Weile endlich von ihm lösen konnte.

»Ja«, murmelte er mit dieser samtigen, heiseren Stimme, die mich nach all den Jahren immer noch bis ins Mark berührte. »Ich weiß, dass wir vorsichtig sein müssen ... und dass es besser ist, wenn ich mich von den Menschen fernhalte. Aber plötzlich wurde ich so unruhig, ich hatte solche Angst um dich, so, als könnte ich

ahnen, was passieren würde. Und außerdem konnte ich mir Auroras Auftritt doch nicht entgehen lassen.«

Er nahm nun meine Hände und drückte sie. So lang, so geschmeidig, so elegant waren seine Finger. Man sah ihnen an, dass sie einst meisterhaft Cello gespielt hatten, aber sie ließen nicht die Kraft ahnen, die in seinem Körper steckte.

»Du bist gerade noch rechtzeitig gekommen«, stieß ich hervor, »Gott, was alles hätte passieren können!«

Meine Stimme klang nun wieder fester und zitterte nicht mehr, doch ich war kaum verstummt, als mir auf fiel, dass ich in eine völlige Stille hinein gesprochen hatte. Nicht nur das Knirschen und Krachen war verstummt, sondern auch die Menschen, die eben noch panisch und hektisch durcheinandergeschrien hatten. Ich ließ Nathans Hände los und fuhr herum. Susanna Orqual stand schreckensbleich über den Rollstuhl ihres Mannes gebeugt, aber alle anderen starrten auf Nathan. Man wusste, dass es seit fünf Jahren einen Mann in meinem Leben gab, aber auch, dass wir sehr zurückgezogen lebten und man ihn so gut wie nie zu Gesicht bekam. Wildeste Gerüchte machten die Runde – Vermutungen darüber, was genau er beruflich machte, warum er sich von aller Welt fernhielt, ob er Auroras Vater war und falls ja, warum er erst seit fünf Jahren mit uns zusammenlebte.

Nun spielten all diese Fragen keine Rolle. Nun zählt nur diese eine: Wie hatte er es geschafft, die Tribüne zu stützen und sowohl mir als auch Samuel Orqual sicher auf den Boden zu verhelfen? Warum war er unter der enormen Last nicht zusammengebrochen, und vor allem: Warum war er so schnell hier gewesen?

Lukas Arndt fand die Sprache als Erster wieder. »Das

war absolut unglaublich!«, rief er. »Dieses Tempo! Diese Kraft! Diese Gelenkigkeit! Das ... das gibt es doch gar nicht!«

Getuschel begleitete seine Worte, verstummte dann wieder. Das neuerliche Schweigen zeugte nicht nur von Fassungslosigkeit, sondern von Misstrauen, Anspannung, sogar Furcht. Ich sah, wie Nathan nach Worten rang, und suchte selbst nach Ausflüchten – dass Nathan ein spezielles Trainingsprogramm absolviert hatte, dass diese Gefahrensituation außergewöhnliche Kräfte mobilisierte, dass er – mit Adrenalin vollgepumpt – zu schier Übermenschlichem fähig sei. Doch all diese Erklärungsversuche erschienen mir angesichts seiner enormen Kräfte – Kräfte, die er in Hunderten von Jahren erworben hatte – vollkommen lächerlich.

Ehe einer von uns beiden etwas sagen oder vielmehr die Menschenmenge belügen konnte, kam Aurora auf uns zugelaufen – Aurora, die mich vorhin mit diesen weitaufgerissenen, durchdringend blauen Augen angestarrt hatte wie eine Fremde, die so alt gewirkt hatte und so wissend, die gehnt hatte, dass die Tribüne gleich einstürzen würde, weil sie vielleicht etwas gesehen oder gehört hatte, das normale menschliche Sinne nicht erfassen konnten.

Meine Knie begannen zu zittern, kalte Schauer überliefen meinen Rücken, ich konnte mich kaum noch aufrecht halten. Auf meiner Hand glänzten Blutstropfen, und als ich verwirrt darauf starrte, ohne den Schmerz zu spüren, erkannte ich bestürzt, dass die Ängste, die mich die letzten fünf Jahre begleitet hatten, Wirklichkeit geworden waren.

Die Angst, dass die Menschen die Wahrheit über Nathan erfahren würden, dass sie herausfinden könn-

ten, dass er kein gewöhnlicher Mann war, sondern ein Nephil, halb Engel und halb Mensch, unsterblich und viel stärker, vielseitiger und genialer als jeder normale Mensch.

Und die Angst, dass in unserer Tochter Aurora das Erbe ihres Vaters erneut erwachen würde, dass sie nicht das fröhliche Kind bleiben würde, das sie die letzten Jahre gewesen war, sondern dass sie sich in eine Nephila wandeln würde.